

Beilage: Briefe
Die in dem heutigen No. 111 A. B.
durch die Post bezogen 3 Pf. für die
Beilage. Die Beilage Zeitung
erschien wochentlich 10 Pf.

Halle'sche Zeitung.

Beilage: Gebühren
Die in dem heutigen No. 111 A. B.
durch die Post bezogen 3 Pf. für die
Beilage. Die Beilage Zeitung
erschien wochentlich 10 Pf.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Dienstag 8. März 1898.

Deutsches Reich.

\* Gestern früh um 8 Uhr machte der Kaiser einen Spaziergang im Hergarten und hörte von 10 Uhr ab den Vortrag des Chefs des Kabinetts Wirtl. Geh. Rath Dr. v. Lucanus und die Marinevorträge.

\* Die Kaiserin Elisabeth ist infolge neuralgischer Schmerzen genötigt, ihr ersten Zagen das Zimmer zu verlassen.

\* Minister Hübner ist von seiner Erkrankung vollständig wieder hergestellt, so daß die Beratung des Gesetzbuchs wieder aufgenommen werden kann. Die demgemäße Beratung des Kabinetts wird aber erst zu Ende geführt werden.

\* In gutunterrichteten parlamentarischen Kreisen verläutet, daß Staatssekretär Graf Paladowsky heute in der Kommission bezüglich der Marinevorlage für das Plenum eine verbindende Zusage der verbündeten Regierung im Sinne der Resolution Hammacher in Aussicht stellen wird.

\* Wir haben erst gestern wiederum der Mahnung und Hoffnung auf einen Zusammenstoß von Industrie und Landwirtschaft sowie auf ein gemeinsames Vorgehen der nationalgeheinten Parteien zum Behen einer kaisersollen nationalen Wirtschaftspolitik Ausdruck gegeben. Jetzt kommt aus Baden die sehr erhellende Meldung, daß die dortigen Nationalliberalen einen entscheidenden Schritt nach der Richtung der Politik der Sammlung hin getan haben. Nach einer Ansprache aus Karlsruhe nämlich hat der Reichstagsabgeordnete Baffermann in der nationalliberalen Landesversammlung, wadens die Erklärung abgegeben, daß bei künftigen Handelsverträgen die nationalliberale Partei den Streikzoll nicht beanstanden werde. Diese Erklärung bedeutet natürlich zugleich den vollständigen Bruch mit dem Freisinn, der denn auch folglich infolgedessen seine Antwort darauf gegeben hat, als er den Beschluß publiziert, bei den nächsten Reichstagswahlen gemeinsam mit der demokratischen Partei vorzugehen.

\* In Berücksichtigung eines Beschlusses des Abgeordnetenhauses aus der vorigen Tagung betreffs Vorlegung eines Gesetzentwurfs, durch welchen die Frage der Anstellung der Gemeindefunktionäre, des Aufhebungssatzes und der Forderung für die Gemeindefunktionäre verfaßt wurde, hat die Staatsregierung einen entsprechenden Entwurf nach Begutachtung aufgestellt und dem Regierungspräsidenten zur qualitativen Beurteilung mitgeteilt. Dem Eingange der Beurteilung wird zur Zeit noch entgegengesehen.

\* Vortages der Oberlehrer. Von 81 im zweiten Halbjahr 1897 in Preußen angestellten Oberlehrern beträgt der Durchschnitt in der Verbeugung des Probejahres verfristeten Zeit 5 1/2 Jahre. Dabei sind 4 Herren direkt nach dem Probejahr angestellt worden; dagegen haben erwartet: 1-13, 6, 1-2, 3, 7, 2-3, 3, 7, 3-4, 3, 9, 4-5, 3, 8, 5-6, 3, 0, 6-7, 3, 8, 7-8, 10, 8-9, 3, 11, 9-10, 3, 3, 10-11, 3, 2, 11-12, 3, 3, 12-18 Jahre 3 Herren. Das Bild erscheint seit Jahren völlig unverändert. Die Vortages schwankt immer zwischen 5 und 6 Jahren, und die meisten Lehrer von 5 bis 10 Jahren Vortages und darüber bilden stets die Hälfte aller Angestellten. Trostlose Zukunft!

\* Der Reichskanzler hat den Centralausschuß der kaufmännischen, gewerblichen und industriellen Vereine zu Berlin aufgefordert, zur Vorbereitung von Erhebungen über Umfang und Inhalt der Güterproduktion des Reiches sowie zu künftigen Beratungen handelsstatistischer Art sich für die vom Centralausschuß vertretenen wichtigsten Erwerbszweige die hervorragensten Sachkundigen namhaft zu machen.

\* Die Adreßliste, daß Regierungsrath Dietrich zum Nachfolger des Grafen Wälder in der Leitung der Berliner Kriminalpolizei ausgerufen ist, wird der „Nat. Z.“ zufolge als verfrüht bezeichnet.

\* Die von dem Kaiserlich-deutschen Gesandten in Bezug mit der ägyptischen Regierung geführten Verhandlungen sind, wie der „Reichsanz.“ meldet, zum Abschluß gelangt. Der Vertrag, welcher auch die auf Deutschland in Schantung gewährten wirtschaftlichen Zugeständnisse umfaßt, ist am 6. d. M. von beiden Theilen unterzeichnet worden.

\* Dem „Berl. Tgl.“ wird aus Peking telegraphisch, daß ein sozialistisches französisches Minierbataillon ebenfalls die laiterliche Konvention von den Süden der Provinz Anweißen erhalten habe. Von anderer Seite ist diese Nachricht noch nicht bestätigt worden.

\* Die Beförderung der Stelle des Landeshauptmanns der Markgrafenschaft dürfte in nächster Zeit erfolgen; wie schon mitgeteilt, ist der Hauptmann v. v. d. e. s. der seit mehreren Jahren in der Kolonial-Abtheilung beschäftigt wird, dafür in Aussicht genommen. Seine Abreise erfolgt möglicherweise schon im Mai. Der bisherige Landeshauptmann Dr. F. u. r. erhält wahrscheinlich eine etatsmäßige Stelle in der Kolonial-Abtheilung.

Deutscher Reichstag.

56. Sitzung vom 7. März.

Auf der Tagesordnung steht zunächst die erste Beratung des Gesetzentwurfs betreffend einige Veränderungen von Bestimmungen über das Postwesen.

gänger, der die Post auf ihre Höhe gebracht hat. Es sind von allen Seiten und aus der Mitte des Reichstages heraus Anregungen an uns herangekommen, Veränderungen vorzunehmen, die den Verkehrsbedürfnissen entsprechen. Und wenn ich mich für die Sache, die wir heute handeln, wenn die Post als eine Vermittlung der Privatpost bezeichnet wird, so liegt der Schwerpunkt doch auf einem andern Gebiete, es werden der Gesamtbevölkerung große wirtschaftliche Vorteile zugeführt. Ich darf darauf hinweisen, daß die Erhöhung des Gehalts der Briefe von 15 auf 20 Dramm ein dringendes Bedürfnis ist. Ich habe schon früher an die Ausdehnung des Stadtbereichs auf Berlin u. i. w. Es haben Konferenzen mit den Interessenten im Oktober stattgefunden, und es ist klar geworden, daß Alles auf einmal nicht gemacht werden kann, ohne die Finanzen zu gefährden. Einmal sind den Postämtern Entlastungen in den ersten Jahren unbedingt einzuwirken. Wir müssen also schrittweise vorgehen, um unsere Ziele zu erreichen. Das Dringende liegt auf dem Gebiete der Briefbeförderung; dann folgt erst der Fernverkehr. Es handelt sich schon bei dieser Vorlage um 5 1/2 Millionen; 2 1/2 Millionen für die Gehaltsverhöhung, 1 1/2 Millionen für die Ausdehnung des Stadtbereichs und der Rest für die Einführung der Briefe. Dazu treten noch 1 1/2 Millionen für die Erhöhung des Postes der Postanstellungen unter 5 M. auf 10 M. Es kommen bei der Erhöhung des Postes dazu hauptsächlich die armen Leute in Betracht, die auf grobem Papier schreiben und mit Einzelgeld rechnen; die Kaufleute schreiben auf kleinerem Papier. Die armen Leute werden die Kosten nicht tragen können, die Reichen können aber nicht in den Postbesitz eingewogen werden; es ergeben sich dabei noch große Schwierigkeiten, daß die Postämterbesitzer sich nicht mit den kommunalen Behörden. Ich brauche nur an Berlin und Schöneberg zu erinnern. Auch die Gleichstellung der Briefträger ist ein dringendes Bedürfnis. Aber die verbündeten Regierungen glauben, je Zeit noch nicht, daß das Geld vorhanden ist, um hier eine Veränderung vorzunehmen. Das Gesetz hat bezüglich des Briefes 1 (Erhöhung des Gehalts der Briefe und Stadtbereichsverkehr) alleinige Zustimmung gefunden. Sehen Sie Samberg-Altona mit seinen Vororten, Berlin mit Spandau, Schöneberg, Wilmersdorf u. i. w. wo werden die Briefträger, welche Bedeutung die Ausdehnung des Stadtbereichsverkehr hat. Wir können diese Orte nicht alle aufzählen, da die Wünsche sich bald hier, bald dort geltend machen. Der Brief ist fast sehr Feindschaft gefunden und eine Unzahl von Entstellungen hervorgerufen. Vereinen ihre ich den Anhängern von solchen Zuständen, die den Briefe Eingang als einen ungenügenden darzustellen suchen und recht viel Entschädigung beanspruchen. Dieser Punkt wird zu erweitern liegt. Aber ich glaube, das etwas Geändertes in dem Gesandten liegt. Das Postgesetz des geschlossenen Briefes auszuscheiden; denn die Post ist kein altes, sondern ein neues. Man hat mir entgegengehalten, daß mein Gegenstand andere Schwierigkeiten gehabt habe, daß die Privatpostanstalten befristet habe. Er ist aber vertheidigt worden, daß die Briefe gegen die Privatpostanstalten zu Hilfe gerufen hat. Von diesen 78 bestehenden Privatpostanstalten besteht 67 seit 1893. Die Vermehrung hat sich von dem Einfluß der Anstalten seit 1893 nicht konstatieren lassen würden, daß man ihnen ihr unzulängliches Spiel lassen könne. Die Privatpostanstalten haben sich als konkurrenzfähig erwiesen, und ich muß meine ehrliche Überzeugung offen und klar aussprechen: Diese Privatpostanstalten sind ein Vorzug für die Post, die in der letzten großen Stadt wachsend; es treten Wünsche auf Eingliederung herzu, und sie werden durchgeführt. Jede Zusammenlegung von Gemeinden heißt nichts weiter, als ein nach Hunderttausenden zu bewerkstelligen Ausfall an Post einnehmen. So durch die Eingliederung des Postes in Westfalen kommen die Monopole der Post für die Verbringung der Briefe von Ort zu Ort zu einem großen Theile zu fallen können, der von einer Postanstalt zum Auslieferungsbis bis zu einer Postanstalt am Ortbahnhof gleich doch diesem Verkehr von Ort zu Ort. Es geht nicht so weiter; heute noch ist es Zeit, denn die Anstalten bestehen zum Teil seit 1893. Wir müssen schnell zu Werke gehen. In den ersten Jahren des Reiches hat die Post die Interessen der Nation zu befriedigen gehabt. Vollständigste ist es ein Umding, eine Veränderung von Zeit, Arbeitskraft und Geld, daß mehrere Anstalten neben einander bestehen. Gerade von den Zeiten von gleichem Recht verlangt, aber man verlangt für die großen Städte ein Sonderrecht der Briefbeförderung. Das ist die Sache. Die 78 Privatpostanstalten in den Städten sind vorhanden, 8 Millionen Einwohner, während die Post für 41 Millionen allein sorgen muß. Gebührensvermehrungen sind für die Post nur möglich, wenn ihr durch die Privatpostanstalten nicht die löblichen Vorkommnisse entgegen werden. Bei den Privatpostanstalten liegt Gewerbesteuer in erster Reihe vor. In Köln ist eine Menge von Vororten eingemeindet, aber die Privatpostanstalten beschränken sich auf Köln selbst und gehen nicht in die Vororte, die sie der Post allein überlassen. Sind die Einrichtungen der Reichspost nicht ausreichend, so daß wir zurückgehen müssen auf die Privatpostanstalten? Wir haben einen sehr wichtigen Punkt zu erörtern. Die Privatpostanstaltungen bei den Privatpostanstalten sind nicht so häufig wie bei der Reichspost. Nur in acht größeren Städten tritt die fünfmalige Verteilung ein; meist findet nur eine einmalige statt. Unterliegt durch die zeitlichen Verhältnisse sind die Privatpostanstalten in der Lage, die Briefe billiger zu befördern in einem engen Bezirk. Wenn wir die Zeit bei der Post erörtern, so kommt das Wort zu auf den Vorzug der großen Städte und einselnen Zentren. Die Privatpostanstalten bezahlen ihren Posten 870 M. höchstens, meistens sehr viel weniger, während die Post für ihre Beamten besser sorgt durch Unterstellungen, Pensionen, Witwen- und Waisenrenten. Auch anders wird das Geld bei der Post verwendet. Die Post hat die Mittel der Postbesitzer erhalten, so sollten denn Anlagen geschaffen werden, wie die Hohpost, die nur Geld kostet, aber der Bevölkerung Vorteile bringt? Man sagt: es werden Tausende von Familien vernichtet. Man sprach von 16000, dann von 10000 und endlich von 5000 Familien, tragten unter den Angehörigen diese unter 18 Jahren sind. Es sind in Berlin die 25000 Arbeiter angestellt. Davon sind 10 Tausend abgehoben und 300 Arbeiter der Postbesitzerangestellte in Berlin, so daß etwas über 2000 Personen übrig bleiben, die aber nicht ein ständiges Personal sind; denn bei der geringen Entlohnung wird diese Beschäftigung immer nur eine vorübergehende sein. Die mitbeständigen Beamten werden in der Postverwaltung beschäftigt werden. Bei der Postdifferenz von 5 zu 3 Pf. wurden fünf

Millionen Briefe notwendig sein, um einen Schaden von 100000 Mark zu verursachen. Wenn die Vereine so viel Briefe schreiben, dann sollten sie lieber das Briefschreiben in die Hände der Post geben, als die Briefe zu schreiben. Die Frage, ob die Privatpostnehmer eine Entlohnung verlangen können, ist zu verneinen. Wohlverordnete Rechte sind verchieden von den Rechten, die nach gewissen Rechte-regeln allein Staatsbürgern zu gute kommen. Ein wohlverordneter Recht besitzen die Privatpostanstalten nicht, daher könnte höchstens von einer Entschädigung aus Briefbesitzern die Rede sein. Die Briefbeförderung der Briefe innerhalb eines Ortsbereichs, wenn man will, so kann Niemand darauf ein wohlverordnetes Recht haben. Die Privatpostanstalten hat sich der Reichstag angegeschlossen bei der Aufhebung der Privatpost, die ebenfalls eine Entschädigung erfolgte. Als die Anstaltsführungen eingestellt wurden, verlangten die Untertanen sicherungsgesellschaften ebenfalls eine Entschädigung. Wohin würde auch ein solches Bedürfnis führen? Anders liegt die Frage wegen der Angestellten. Wenn die Leute braudbar sind, so werden sie vielleicht als Reichspostbeamte verwendet werden können. Eine technische Vorbereitung besitzen die Beamten nicht; denn die Post kann jeder gedachte Mensch ausüben. Die Post dient dem Interesse der Allgemeinheit, und die politischen Parteien lassen keine Sonderinteressen sichten, vielmehr ein klares, uneingeschränktes Verbot; die Briefe zu schreiben, auf dem gleichen Recht für alle gilt. Jetzt für die großen Städte bevorzugt durch die Qualität der Briefe, die billigeren Briefbeförderung, die billigeren Briefbeförderung der billigeren Tarife der Privatpostanstalten. Diese Einnahmen gehen der Post in 78 Städten. Tarifermäßigungen sind nur möglich bei steigenden Einnahmen. Es ist dafür gesorgt worden, daß das Einkommen nicht angedrückt wird für einzelne Unternehmungen.

Der Herr Herrmann: Die Erhöhung der Gemeindefunktionäre und die Ausdehnung des Stadtbereichsverkehr auf die Nachbarkreise sind allgemeine Zustimmung. Auch die Ausdehnung des Postgesetzes dürfte an sich nicht auf Widerstand stoßen. Anders ist es bezüglich der hieraus sich ergebenden Folgen wegen der Privatpostanstalten. Meine politischen Freunde sind in dieser Beziehung nicht ohne Bedenken, die die Post zu einer Privatpostanstalt machen, weil sie die Post öffentlich verdient gemacht durch Befähigung des gefestigten Ortsverwaltungen. Ob ihre Rechte wohlverordnetem im streng juristischen Sinne sind, will ich dahingestellt sein lassen. Nach dem Verhalten der Postverwaltung dürften die Anstalten auf längere Lebensdauer rechnen. Sie haben bei der Post ein Billigkeitsverhältnis auf sich, das mal die Behörden selbst, die vielen Vereine sich der Poststellen bedient haben. Wir bitten um eine Verweisung der Vorlage an eine Kommission von 14 Mitgliedern. Bezüglich der Entschädigungsfrage erwarten wir aber Vorläufige seitens der verbündeten Regierungen. Der Herr Herrmann: Die Erhöhung der Gemeindefunktionäre und die Ausdehnung des Stadtbereichsverkehr auf die Nachbarkreise sind allgemeine Zustimmung. Auch die Ausdehnung des Postgesetzes dürfte an sich nicht auf Widerstand stoßen. Anders ist es bezüglich der hieraus sich ergebenden Folgen wegen der Privatpostanstalten. Meine politischen Freunde sind in dieser Beziehung nicht ohne Bedenken, die die Post zu einer Privatpostanstalt machen, weil sie die Post öffentlich verdient gemacht durch Befähigung des gefestigten Ortsverwaltungen. Ob ihre Rechte wohlverordnetem im streng juristischen Sinne sind, will ich dahingestellt sein lassen. Nach dem Verhalten der Postverwaltung dürften die Anstalten auf längere Lebensdauer rechnen. Sie haben bei der Post ein Billigkeitsverhältnis auf sich, das mal die Behörden selbst, die vielen Vereine sich der Poststellen bedient haben. Wir bitten um eine Verweisung der Vorlage an eine Kommission von 14 Mitgliedern. Bezüglich der Entschädigungsfrage erwarten wir aber Vorläufige seitens der verbündeten Regierungen.

Der Herr Herrmann: Die Erhöhung der Gemeindefunktionäre und die Ausdehnung des Stadtbereichsverkehr auf die Nachbarkreise sind allgemeine Zustimmung. Auch die Ausdehnung des Postgesetzes dürfte an sich nicht auf Widerstand stoßen. Anders ist es bezüglich der hieraus sich ergebenden Folgen wegen der Privatpostanstalten. Meine politischen Freunde sind in dieser Beziehung nicht ohne Bedenken, die die Post zu einer Privatpostanstalt machen, weil sie die Post öffentlich verdient gemacht durch Befähigung des gefestigten Ortsverwaltungen. Ob ihre Rechte wohlverordnetem im streng juristischen Sinne sind, will ich dahingestellt sein lassen. Nach dem Verhalten der Postverwaltung dürften die Anstalten auf längere Lebensdauer rechnen. Sie haben bei der Post ein Billigkeitsverhältnis auf sich, das mal die Behörden selbst, die vielen Vereine sich der Poststellen bedient haben. Wir bitten um eine Verweisung der Vorlage an eine Kommission von 14 Mitgliedern. Bezüglich der Entschädigungsfrage erwarten wir aber Vorläufige seitens der verbündeten Regierungen.

Der Herr Herrmann: Die Erhöhung der Gemeindefunktionäre und die Ausdehnung des Stadtbereichsverkehr auf die Nachbarkreise sind allgemeine Zustimmung. Auch die Ausdehnung des Postgesetzes dürfte an sich nicht auf Widerstand stoßen. Anders ist es bezüglich der hieraus sich ergebenden Folgen wegen der Privatpostanstalten. Meine politischen Freunde sind in dieser Beziehung nicht ohne Bedenken, die die Post zu einer Privatpostanstalt machen, weil sie die Post öffentlich verdient gemacht durch Befähigung des gefestigten Ortsverwaltungen. Ob ihre Rechte wohlverordnetem im streng juristischen Sinne sind, will ich dahingestellt sein lassen. Nach dem Verhalten der Postverwaltung dürften die Anstalten auf längere Lebensdauer rechnen. Sie haben bei der Post ein Billigkeitsverhältnis auf sich, das mal die Behörden selbst, die vielen Vereine sich der Poststellen bedient haben. Wir bitten um eine Verweisung der Vorlage an eine Kommission von 14 Mitgliedern. Bezüglich der Entschädigungsfrage erwarten wir aber Vorläufige seitens der verbündeten Regierungen.









[Nachdruck verboten.]

## Die Rose von Granada.

Roman von Jean Rameau.

7) Autorisierte Uebersetzung von Adolf Neuboff.

Die widersprechendsten Gefühle stürmten auf Lazar ein. Ihn überkam ein Zustand, den er in seinem ganzen Leben nicht wieder vergessen konnte. Es war ihm, als ob man ihm die Pulsadern geöffnet hätte und als ob sein Blut nun langsam und allmählich in ruhigem Strome dahinjrieselte und seinem Körper das Leben entführte. Er machte gar nicht den Versuch, Verzeihung, Gnade zu erbitten; ihm fehlte die Kraft dazu. Er wußte nicht mehr, was er that und was um ihn her vorging.

Erst einige Stunden später kam er zur Besinnung. Verwundert blickte er um sich. Er saß am Rande eines Weges. An den Füßen hatte er lederne Schuhe, auf dem Kopfe einen Hut, und seine Hände umschlossen krampfhaft ein kleines Notizbuch.

In einer Tasche fand er Geld und Banknoten vor, in der anderen seinen ersten Rosenkranz und ein Stück schwarzen Brotes.

Lange starrte Lazar vor sich hin. Dann fing er an zu weinen.

Als Fräulein von Sartilly und ihre Tante am folgenden Morgen von der Messe zurückkamen, waren sie nicht wenig überrascht, als sie zwischen dem Schloßgitter und der Klostermauer im Graze unbeweglich einen Mann sitzen sahen.

„Aber das ist doch unser Mönch von gestern!“ rief das junge Mädchen erstaunt aus.

„Ja, und er trägt nicht mehr das Trappistenkleid!“ fügte Frau von Manganil hinzu.

Die beiden Frauen blieben dicht vor Lazar stehen, der bei ihrem Anblick in die Höhe sprang.

„Guten Tag, mein Herr!“ redete Genoveva ihn an. „Wie Sie sich aber verändert haben! Sind Sie denn nicht mehr im Kloster?“

„Nein, mein Fräulein! . . . Man hat mich hinausgejagt! . . . gestern . . . wegen Martin! . . .“ stammelte Lazar und ließ den Kopf sinken, während ihm das Blut in die Wangen schoß.

„Ach, nicht doch! . . . Und wo haben Sie die Nacht zugebracht?“

„Dort, unter den Bäumen . . .“

„Ist das möglich! . . . Und wo gedenken Sie die nächste zu bleiben?“

„Das weiß ich noch nicht,“ erwiderte Lazar mit kaum vernehmbarer Stimme.

Die junge Schloßherrin faßte den fortgejagten Trappisten einen Augenblick scharf ins Auge. Dann sagte sie:

„Nun, so kommen sie nur mit nach Bontucq. Wir wollen sehen, was wir mit Ihnen anfangen können.“

Lazar folgte den beiden Frauen, ohne daß er im Stande war, ein Wort der Erwiderung hervorzubringen.

Eine Zeitlang schritten sie schweigend dahin; dann begann Genoveva wieder:

„Nun, mein Herr, lassen Sie einmal hören, was Sie können!“

Bei dieser Frage erhellte sich Lazars Stirn erschützlich; eine unverhoffte Freude malte sich auf seinem Antlitz.

„Ich kann pflügen und eggen,“ antwortete er eifrig. „Ich kann den Weinstock beschneiden und Getreide säen, den Mais auskörnen und das Heu mähen, Ochsen und Pferde warten. Karren und Wagen lenken . . . Mein Fräulein, wenn Sie eine Beschäftigung, welcher Art sie auch immer sein möge, auf einem Ihrer Höfe für mich finden könnten, ich würde sie wahrhaftig gut und zu Ihrer Zufriedenheit verrichten; ich würde fleißig und gewissenhaft arbeiten von früh bis spät und würde dafür weiter nichts verlangen, als für die Nacht einen Strohsack oder ein anderes Lager unter einer Remise und für den Tag ein Stück Schwarzbrot!“

Eine Stunde später überreichte Herr Beyroux dem ehemaligen Trappisten eine Sense und wies ihm ein Grasstück zum Abmähen an.

Mit welcher Lust und mit welchem Eifer ging Lazar an die Arbeit! Mit kräftigen Armen führte er den scharfen Stahl in rhythmischen Bewegungen und legte das Gras in langen Reihen nieder. Und wenn die Klinge stumpf geworden war, schürfte er sie mit einem angefeuchteten Stein, den er an seinem Gürtel trug, und entlockte dabei dem Stahl eine Reihe von Tönen, die wie eine stürmische, zum Himmel jubelnde Fanfare erklang.

Als er mit dem Mähen fertig war, begann er zu graben; und als er das Graben beendet hatte, ging er ans Jäten. Mit einem Worte, er leistete die Arbeit von zwei Männern an diesem herrlichen Tage, an dem der Himmel für ihn einen ganz neuen, bisher ungekannten Glanz zu haben schien.

Am Abend wies man ihm ein weiches Bett an, das auf einem hellen und luftigen Hängeboden stand, und von wo aus er deutlich die Stimme seines Martin vernehmen konnte. Als dann die Klostersglocke in die Nacht hinaus erklang, um die Trappisten von Montségur zur Kapelle zu rufen, da kniete Lazar vor seinem Lager nieder, faltete die Hände, schloß die Augen und betete mit leichtem, freudig bewegtem Herzen. Er betete lange und mit wachsender Inbrunst. Es schien ihm jedoch, daß das Jdol, zu dem sein Herz emporstaute, nicht immer mehr ein ans Kreuz geschlagener, blutender Christus oder eine schmerzreiche Mutter Gottes mit durchbohrtem Herzen war, sondern zuweilen auch etwas Weißes, Frisches, Lustiges, das eine süße Stimme hatte wie die Engel: Ein junges, reines Mädchen mit mitleidigem Herzen und zartem Gemüth, das seine ewige Verehrung verdiente.

Die Tage gingen dahin und Lazar war glücklich. Er arbeitete mit großem Fleiß und unermüdblicher Ausdauer. Seine neue Kleidung genährte ihn durchaus nicht so sehr,

wie er geglaubt, und seine Gewissensbisse waren keineswegs so heftig, wie er gefürchtet hatte. Die Glocke des Trappistenklosters raubte ihm nicht lange den ruhigen Schlaf seiner Nächte; und wenn irgend eine melancholische Erinnerung dann und wann einmal wie eine vorüberhuschende Wolke seine Tage zu verdüstern drohte, dann faßte der ehemalige Mönch seine Hacke fester mit den Händen und schlug mit noch größerem Kraftaufwand in die Muttererde und beruhigte dann durch die stärkere Anspannung seiner Körperkräfte sein Gemüth.

Er befand sich fast immer in Martins Gesellschaft. Der Verwalter von Bontucq hatte in Orthez einen ganz ähnlichen Ochsen gekauft, und wenn die beiden Thiere unter dem Joch einherschritten, so boten sie einen stattlichen Anblick. Lazar wurde der Führer dieses Ochsenpaares; mit ihnen pflügte oder eggte er oder fuhr Holz ein. Und Martin, das gute Thier, war gar nicht einmal übermäßig eifersüchtig, wenn die Hand seines Herrn zuweilen auch den Kopf Johanns, seines neuen Kameraden, liebte.

Am Sonntag verfertigte Lazar für sein Gespann elegante Fliegenetze oder Rückendecken, in die er ganz heimlich, um nicht den Spott der Dienerschaft zu erregen, die Namen seiner beiden Thiere kunstvoll einsticht.

Im Uebrigen lebte er in Bontucq ebenso einfach und nüchtern weiter wie vorher im Kloster. Er nahm niemals Fleisch oder Wein, Butter oder Fett zu sich; höchstens erlaubte er sich, wenn er einmal recht zufrieden mit sich war, einen Apfel oder ein Glas Most.

Zuerst hatte er auch wie früher angekleidet schlafen wollen. Er glaubte jedoch in den Unterhaltungen der Diensthoten einige schlechte Scherze über den Zustand seiner Wäsche vernommen zu haben, und das veranlaßte ihn sehr bald, auf diese Kasteiung zu verzichten. Für einen guten Trappisten ist die Sauberkeit eine Kapitalhüde, und die Reinheit seiner Seele soll sich umgekehrt verhalten zu der seines Hemdes. Aber so sehr Lazar an den Regeln festhielt, nach denen er so viele Jahre gelebt hatte, diesen Glaubenssatz sah er sich doch schnell veranlaßt, zu verleugnen.

Eines schönen Tages begab er sich also auf den Markt nach Bayonne und kaufte hier seines Sinnes, weiße Taschentücher, eine Kravatte nach der neuesten Mode, ja sogar Handschuhe. Um aber diese Eitelkeit zu sühnen, schlief er zwei Nächte lang auf der bloßen Erde neben seinem Ochsen.

Deßter hörte er, wenn er in den Umgebungen des Schlosses arbeitete, leichte Schritte auf dem Sande einherkommen. Wenn er dann auch die Augen niederschlug, so verspürte er doch die Nähe Genovevas. In solchen Augenblicken erfüllte höchste Glückseligkeit sein ganzes Sein, und ihm war, als müßte er die Hände falten, wie er es ehemals that, wenn die heilige Hostie ihm in den Mund geschoben wurde.

Das Schloßfräulein kam immer häufiger bei Lazar vorüber, und schließlich verging kaum ein Tag, an dem sie nicht dem ehemaligen Mönche bei der Arbeit zugesehau hätte. Zwei oder dreimal hatte sie ihn sogar angesprochen. Das erste Mal hatte sie nach seinem richtigen Namen gefragt.

„Etienne, mein Fräulein,“ hatte er geantwortet. „Etienne Gontarrede.“

„Wie soll man Sie nun nennen, Etienne oder Lazar?“

„Ganz wie das gnädige Fräulein es wünscht.“

„Dann sollen Sie Lazar heißen; der Name gefällt mir besser.“

Das nächste Mal hatte das Fräulein von Sartilly ihn gefragt, ob er sich in Bontucq wohl fühlte.

Und Lazar hatte erklärt, daß er sich kein schöneres Dasein erträumen könnte.

Am folgenden Tage hatte Genoveva ihn gebeten, ihren Sonnenschirm aufs Schloß zu tragen.

Und Lazar schien auf diesen Auftrag sehr stolz gewesen zu sein.

Wenn die junge Schloßherrin in solcher Weise mit ihm sprach, machte der ehemalige Mönch stets ganz sonderbare Bemerkungen an sich und ärgerte und schämte sich über alle möglichen Dinge. Bald fielen ihm seine plumpen Stiefel unangenehm auf, bald seine schlecht sitzenden Kleider, bald seine schwieligen Hände, bald sein ungepflegter Bart. Was ihn so lange Zeiten hindurch begeistert hatte, fing jetzt an ihn zu bekümmern.

Eines Tages sagte Fräulein von Sartilly zu ihm: „Nicht wahr, Lazar, Sie können doch lesen?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein.“

„So gehen Sie doch, bitte, ins Haus und lassen Sie sich für mich die ‚Betrachtungen‘ von Lamartine geben.“

„Die ‚Ersten‘ oder die ‚Neuen‘?“ fragte er.

Und er war glücklich, das Erstaunen seiner jungen Herrin zu bemerken.

„Sieh mal! Sie sind in unserer Literatur bewandert? Das haben Sie mir ja noch gar nicht erzählt! ... Die ‚Ersten‘, Herr Lazar, die ‚Ersten‘.“

Der junge Mann aber floh schnell hinweg, um nicht sehen zu lassen, wie roth er im Gesicht wurde.

Ein anderes Mal kam Genoveva mit einem Depeschenformular in der Hand an ihn vorüber.

„Haben Sie vielleicht Frau von Manzanil irgendwo gesehen, Herr Lazar?“

„Nein, mein gnädiges Fräulein.“

„Das ist wirklich entsetzlich! Ich habe eben ein spanisches Telegramm bekommen, in dem ich ein Wort nicht kenne.“

„Kann ich dem gnädigen Fräulein vielleicht aushelfen?“

„Verstehen Sie denn Spanisch?“

„Ich habe es gelernt.“

„Gut, so sagen Sie mir, was bedeutet el agradecimiento?“

„El agradecimiento bedeutet, wie ich glaube, so viel als Dank, Erkenntlichkeit.“

„Richtig, das muß es sein! Ja, ich erinnere mich jetzt auch ... Aber Sie wissen ja unheimlich viel!“ rief Genoveva, ganz verblüfft den Kopf schüttelnd, aus. „Können Sie etwa noch andere lebende Sprachen?“

„Oh ja!“

„Englisch?“

„Und Italienisch.“

„Sieh, sieh!“

Sprachlos vor Erstaunen starrte Genoveva Lazar einen Augenblick an.

„Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?“ nahm sie dann wieder das Wort. „Ich hätte dann für Sie eine passendere Beschäftigung in Orthez oder in Pau gefunden.“

„Ich möchte so gern in Bontucq arbeiten, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte Lazar mit halber Stimme.

Und dabei erblickte er ein wenig.

Da kam die Gräfin von Manzanil heran.

„Wissen Sie das Neueste, liebe Tante?“ rief Genoveva ihr mit freudestrahlendem Gesicht entgegen. „Herr Lazar, den Sie hier Rüben stecken sehen, kann Spanisch, Englisch, Italienisch!“

(Fortsetzung folgt.)

### Schlagende Wetter.

Das Leben fordert überall seine Opfer, aber immer ist es für uns, die wir in freier Luft und leuchtender Sonne atmen, erschütternd, wenn uns Kunde kommt von einem neuen Massentod in der unheimlichen Nacht der Bergwerke. Bergbehörden und Bergwerksbesitzer sind ebenso wie die Männer der Wissenschaft von jeher darauf bedacht, wirksame Mittel gegen schlagende Wetter in Anwendung zu bringen. Die preussische Schlagwetter-Kommission ist besonders thätig, alles diesbezügliche Material zu sammeln und praktisch zu verwerten.

Die Luft, in welcher der Bergmann seine mühsame Arbeit verrichtet, ist mit schädlichen Gasen aller Art durchsetzt, feinen Kohlenstaubtheilchen, auch Wasserdämpfen und Miasmen. Eingemengte Kohlenäure und Kohlenoxyd-Gase vergiften das Blut, und hier und da findet man einen Kohlenhauer, der ohnmächtig neben seiner Arbeit hingekunken ist. Die schlagenden Wetter bestehen aus Kohlenwasserstoff-Gasen, insbesondere aus Methan, dem sogenannten Grubengas oder Sumpfgas. Leichtere als die Luft schweben diese Gase an den Decken der Strecken entlang, bis sie sich nach dem chemischen Gesetz der Diffusion mit der Luft vermischen. Der Sauerstoff der Luft ermöglicht die plötzliche Verbrennung der Kohlenstoff- und Wasserstoff-Elemente, sowie der Kohlenstaubtheilchen. Infolge der innigen Vermengung der Elemente ist es der Flamme möglich, sich mit Blitzgeschwindigkeit durch große Räume fortzupflanzen, wodurch die gewaltige Ausdehnung großer, erhitzter Gasmassen entsteht. Raump haben sich einige Moleküle entzündet, so theilt sich das Feuer schon den nächsten Molekülen mit. Hurtig springt die Gluth von Theilchen zu Theilchen, sie schwillt an, ein Feuerstrom, der von Fels zu Felsen donnert, das Gestein löst und unter den fallenden Massen die Menschen begräbt. Manchmal dringt es mit der Gewalt einer Meereswoge heran und schleudert den Bergmann, das Grubenpferd, den Kohlenwagen eine Strecke weit fort, Schienenstränge und Bretter aus dem Boden reißend, Wetterthüren zertrümmernd, die Balken der Verzimmerung zersplitternd. Die gefährlichen Gase sind in den Rissen und Poren des Felses eingeschlossen, oft unter so starkem Druck, daß sie winzige Tröpfchen bilden, die man durch das Mikroskop wahrnehmen kann. An manchen Orten blasen in Folge des Druckes die Gase in einem beständigen Strom aus. Sie werden dann in Röhren zu Tage geleitet oder gleich an Ort und Stelle entzündet und brennen Jahrzehnte hindurch als „ewige Lampen“ fort. Im Saarbrücker Revier gab beispielsweise vor Jahren ein solcher „Bläser“ eine Flamme von Meterlänge und Armdicke. Der Druck, unter dem die Gase stehen, erklärt es auch, daß sie unverjehens in großen Mengen auftreten, wenn ein frischer Kohlenstoß freigelegt wird.

Ebenso tödtlich wie das Lauern der schlagenden Wetter auf den Funken, der sie entzündet, sind nach der Explosion die „Nachschwaden“. Es kommt vor, daß einige Bergleute von dem Feuer verschont geblieben sind und nun sich zu retten suchen. „Ihre Lampen sind erloschen, aber sie tappen sich im Dunkeln vorwärts, erreichen glücklich den Schacht und erblicken voll Freude hoch über dem Brunnenschlund das erlösende Tageslicht. Sie ersteigen die schmale Leiter voll Hast; Einer klettert hinter dem Andern her, Sprosse nach Sprosse ergreifend — oben ist ja Sonne, Leben, Rettung! Aber hinter ihnen die finstere Höhlung der Grube streckt eine unsichtbare Hand nach ihnen aus. Etwas Gespensterhaftes verzögert ihre Eile. Ihre Glieder werden matter und matter; bleierne Schwere befällt sie, klammert sich an die Kniehenden; die sonst so kräftigen Arme können die Körperlast nicht mehr überwinden, alle Muskeln werden schlaff, träge; die Augen flimmern schmerzhaft, Alles an ihnen wird willenlos, ein Nauseagefühl umfängt sie, ein Traumbegagen! Vergebens suchen sie zu widerstehen. Die Finger greifen nicht mehr, Gleichgültigkeit hat sie befangen, Schlaf! Sie stürzen, über einander kollernd, in den Schlund zurück. Die grausame Tiefe will sie nicht frei geben!“

So geschah es neun Arbeitern im Jahre 1860 zu Zempappes — sie sind durch den „Nachschwaden“ erstickt. Der „Nachschwaden“, das sind die Gase, die durch die Verbrennung der schlagenden Wetter entstehen. Oft sieht man sie nach Explosionen wie dicke Rauchsäulen aus dem Schacht emporsteigen, auch Stunden und Tage lang sich entwickeln. Am Schrecklichsten erscheint es uns, wenn ein Bergmann von einem glühenden Sturmwirbel nach dem Hintergrund der Strecke getragen, dort zwischen Trümmern lebendig bearaben wird. Opfermuthia

tuchen seine Genossen nach ihm; aber nicht immer ist die Rettung sicher. Was denkt wohl sold ein Bergmann, der hoffnungslos daliegt, sein Ende erwartend? — Ein solcher verstümmelter Arbeiter, der nachträglich gerettet wurde, hat es erzählt: Er dachte in seiner Sterbens einsamkeit, daß durch die Unterstützung der Gewerbetasche Frau und Kind wenigstens vor Hunger geschützt seien.

Als das natürlichste und wirksamste Mittel gegen die Explosion schlagender Wetter gilt eine gute Wetterführung. Eine tüchtige Ventilation schafft die schlechten Wetter hinaus, bläst frische Luft ein, die die Atmosphäre für die Bergleute athembarm macht, und hält in Folge ihres Druckes die schlagenden Wetter in den Poren und Löchern des Gesteins zurück oder führt sie davon, zerstreut sie und macht sie auf diese Weise unschädlich. Zugleich kühlt die Ventilation die Temperatur im Bau, welche ja bekanntlich nach dem Innern der Erde zu wächst. An manchen Orten genügt es, wenn man die hauptsächlichsten „Bläser“ beständig brennen läßt. In Rive de Gier in Frankreich setzte man ehemals die explosiven Gase allnächtlich in Brand, wodurch die Grube für den folgenden Tag gefahrlos wurde. Es begünstigen nämlich Betriebsstillstände zwischen zwei Schichten, am Sonntag, namentlich aber über Nacht, die Ansammlung der schlagenden Wetter. Nach der Statistik der preussischen Schlagwetter-Kommission, die sich sehr eingehend mit dem Studium der Gefahr befaßt, zeigen die Früh- oder Tageschichten 967 Explosionsfälle gegen 315 in der Nachmittagschicht und 224 in der Nachtschicht. In Rive de Gier war es ein Bergmann, der, in eine Mönchskapuze gehüllt — weshalb man ihn den „Büßer“ nannte — in die Tiefe eindrang, um die schlagenden Wetter zu entzünden. „Im nächtlichen Labyrinth der Strecken verloren, am Boden kriechend, um nicht das Grubengas, das ja an der Decke schwebt, zu athmen, in der vorgestreckten Hand einen Stock, an welchem eine Kerze brennt, so tappt er sich von Stein zu Stein. Er ist allein, hinter ihm, an den Wänden schleicht nur sein Schatten. Die Felsen liegen im Dunkel. Endlich hat er eine gaserfüllte Stelle entdeckt. Ein lauter Knall, das Aufleuchten einer Sonne — dann ist es wieder dunkel. Der Wüßer lächelt, er hat es gut getroffen.

Aber eines Tages kehrt er nicht wieder. Er ist auf dem Ehrenfelde der Arbeit gefallen. Ein Anderer wird ihm folgen. So macht das beständige Nebeneinanderwohnen mit der Gefahr den Menschen tollkühn und todestrotzig.“

Mehr als 85 Prozent der Explosionen fallen auf offene oder mißbräuchlich geöffnete Arbeitslampen. Im Jahre 1870 haben fast gleichzeitig der berühmte Chemiker „Davy“ und der ehemalige Bergmann „George Stephenson“ die Sicherheitslampe erfunden, aber diese ist nicht in allen Fällen betriebsicher. Wetterstrom-Stöße oder andere Ursachen können die Flamme aus dem Drahtnetz hinaustreiben oder das Netz an einer Seite glühend machen. In anderen Fällen sind es die Arbeiter selbst, die trotz der strengsten Verbote die Lampen öffnen. Mancher will sich nur sein Pfeifchen anzünden. Neuerdings hofft man viel von der elektrischen Beleuchtung.

Eine andere Ursache der Explosionen liegt in der Schießarbeit, die nicht zu vermeiden ist. Man sucht ihr durch Anwendung brillanter Sprengstoffe und durch Kühlung der Pulvergase mittels Wasserpatronen zu begegnen.

Die bereits erwähnte preussische Schlagwetter-Kommission hat vielfache Untersuchungen vornehmen und praktische Verbesserungsvorschläge eingehend prüfen lassen. Die Summe ihrer werthvollen Thätigkeit liegt in einem mehrbändigen, vom Ober-Bergrath Haspacher redigirten Bericht vor. Doch ist die Schwierigkeit viel zu groß und die Technik lange noch nicht auf der Höhe, um ein Kohlen-Bergwerk zu einem vollkommen sicheren Bau zu machen. Aber der rastlosen Arbeit der Wissenschaft wird es gelingen, denn auf den Schultern und auf dem Schicksal des Mannes, der in der Tiefe die Kohlen gräbt, ruht das ganze Zeitalter des Dampfes, die Kultur unseres Jahrhunderts.

### Allerlei.

Ueber eine eigenartige Verwendung der Elektrizität zur Bestellung von Briefen innerhalb der Häuser berichtet das „Journal telegraphique“ aus der Schweiz. Im Erdgeschos des Hauses befindet sich ein Kasten zur Aufnahme der Briefe, der eben so viel Früher enthält, als Geschosse zu bestellen sind. Wird ein Brief in eins der

Bücher hineinlegt, so schließt sich ein elektrischer Strom und es ertönt in dem Geschloß, für welches das Fach bestimmt ist, ein Glockenzeichen, am auf die Ablieferung des Briefes aufmerksam zu machen. Gleichzeitig damit öffnet der Strom einen Wasserhahn im Dachgeschloß des Hauses. Das ausströmende Wasser fließt in ein cylindrisches Gefäß, welches das Gegengewicht zu dem Briefkasten bildet. In das Gefäß fließt das Wasser, bis es den Kasten in die Höhe zieht, so hört der Wasserzufluß auf. Der Briefkasten geht nun in die Höhe. In jedem Gefäß öffnet sich von selbst das in Frage kommende Fach und entleert seinen Inhalt in einen zu diesem Zwecke auf jedem Fluß angebrachten Behälter. Sobald der Cylinder mit Wasser im Erdgeschloß angekommen ist, fließt das Wasser aus und der Briefkasten kehrt alsdann durch sein eigenes Gewicht auf den alten Standort zurück.

**Vom Kongo kommt die gräßliche Nachricht**, daß der 23jährige Bräuer Gerard Neuhaus, welcher seit 1897 im Dienst der Handelsgesellschaft für den oberen Kongo steht, in Luolola, zwei Tagereisen von der Grenze von Französisch-Kongo, von dortigen Kannibalen gefressen wurde. Man fand von dem Unglücklichen nur noch den Kopf, den die Bewohner jenes Distrikts, wie Forschungsreisende berichten, allein von ihrem Opfer übrig gelassen hatten. Die Handelsgesellschaft, bei der der Unglückliche bedienstet war, erhielt ebenfalls die Nachricht vom Tode des Neuhaus, doch ohne Zusatz, welches entsetzliche Schicksal denselben ereilt hatte.

**Die Entdeckung eines neuen Zwergvolkes in Südamerika** wird durch eine amerikanische Zeitschrift gemeldet. Es wohnt im Gebiete des oberen Amazonas-Stromes an den Quellen des Rio Negro, der ein Zufluß des Amazonas-Stromes ist, aber auch durch eine oft genannte Gabelung mit dem Gebiete des Orinoco in Verbindung steht. Die Männer des neuentdeckten Volkes sind nicht größer als 4 Fuß 8 Zoll, die Weiber noch kleiner. Sie müßen allesamt sehr häßlich sein, da sie einen vorne wie hinten sehr stark gebauten Rumpf besitzen, dazu dünne Arme und Storchbeine. Ihre Hautfarbe ist von einem glänzenden Rothgelb und auch ihr Haar weist auf eine Verwandtschaft zur indianischen Rasse hin. Ihre Heimath liegt noch auf vengeulischem Gebiete, wahrscheinlich aber sind in dieser unbekanntem Gegend des Erdtheils an der Grenze zwischen Brasilien und Venezuela noch mehr Zwergvölker vorhanden. Von besonderem Interesse ist es, daß Alexander v. Humboldt auf seiner südamerikanischen Reise vielfach die Sage von einem Zwergvolke antraf, das in einer Gegend am Oberlaufe des Orinoco wohnen sollte. Da Humboldt das Gebiet nicht selbst aufsuchen konnte, so hielt er die Angabe für ein bloßes Gerücht. Jetzt hat sich dasselbe nach Verlauf eines Jahrhunderts in Folge der neuesten Entdeckung, die einem Gelehrten aus Boston, Namens Sullivan zu verdanken ist, bestätigt.

**Durch ganz Rußland zu Fuß gewandert** ist der amerikanische Ingenieur Walthar Lodian. Nachdem er am 10. August San Francisco verlassen hatte, besuchte er zunächst Indien und Japan und gelangte im März 1896 nach Vladivostok. Von dort aus, vom Stillen Ocean bis zur Dnjepr, hat er das ganze russische Reich durchquert. Am 18. August 1896 trat er seine Reise an, und im August gelangte er bereits an den Baikalsee. Von da ging nach Tomsk, über das Uralgebirge und am Bahngelände entlang über Ufa, Samara und Moskau nach Petersburg, wo er im November 1896 ankam. Von Petersburg marschirte er in zwei Monaten und sechs Tagen nach Warkchau, von hier in 13 Tagen einschließlich zweier Ruhetage nach Alexandrow und dann über Riga zurück. Die ganze Reise von Vladivostok nach Alexandrow dauerte 21 Monate und 17 Tage. Durch Entgegenkommen des russischen Eisenbahnministers, des Fürsten Schilow, war Herrn Lodian übrigens die Reise sehr erleichtert, indem er überall entlang den Bahndämmen gehen durfte. Er hat die Reise ohne jeglichen Unfall zurückgelegt. Seine Reise-Erlebnisse und Eindrücke hat er sich täglich notirt und wird sie in der amerikanischen Heimath in Buchform herausgeben. Es dürfte Manchen interessieren, daß der Reisende neben mehreren Stoffanzügen auch ein paar Regenmäntel aus Gummi, sowie als Fußbekleidung sieben Paar feste Schaftstiefel gänzlich „verbraucht“ hat.

**Galanterie eines Droschkenfussers.** Die in der Pariser Aristokratie wohlbekannte Baronin von X. hatte den Abend bei einem befreundeten Ehepaar zugebracht, wo man ein kleines „Fest“ gemacht hatte. Madame la Baronne, die viel Glück in der Liebe, aber wenig im Spiel besaß, hatte, wie schon oft, ein paar hundert Francs verloren. Scherzend und lachend ließ sie sich von ihrem Gastgeber bis zu der wartenden Droschke führen, dort machte der Herr noch eine Bemerkung über das unerwartete „Fest“, das Madame stets im Spiel verfolge. Die Baronin hatte einen weiten Weg und war daher nicht wenig erstaunt, als der Wagen schon nach fünf oder sechs Minuten mitten auf dem Champ de Mars anhielt, der Koffelkoffer mit der Laterne in der Hand den Schlag öffnete und im hofflichsten Tone der Dame den Vorschlag machte, einmal mit ihm ein kleines Spielchen zu machen, um zu sehen, ob sie dann nicht mehr Glück haben würde. Der Gedanke, mit einem Droschkenfussler kurz vor Mitternacht auf offener Straße Karten zu spielen, erschien der vornehmen Dame so ungeheuerlich, daß sie im ersten Schreck gar nicht zu antworten vermochte. Ehe sie sich noch von ihrem grenzenlosen Erstaunen erholen konnte, sah der Mann ihr schon im Wagen gegenüber und mischte die Karten, indem er vor-

schlug, daß man eine Partie Bezique spielen wolle, und zwar um den Fahrpreis. Die Baronin, die sich vergeblich nach einem Polizisten umgesehen hatte, hielt es für das Katholische, dem Lächeln des eigenartigen Menschen nachzulassen. Die Partie wurde gespielt, und Madame gewann, worauf der Kutscher zu ihrer großen Enttäuschung aus dem Wagen stolperte, auf seinen Rock kletterte und weiter fuhr. An ihrem Ziel angelangt, öffnete die Baronin ihre Börse, um zu zählen. Der galante Koffelkoffer weigerte sich jedoch entschieden, den Fahrpreis anzunehmen, und als Madame Miene machte, das Geld in den Wagen zu werfen, wurde der Mann gewaltig böse und saßelte von der Gleichheit der Bürger einer Republik und so weiter. Von dem Hornesausbrüche des in seiner Ehre gekränkten Kutschers erschreckt, schlüpfte Madame in die bereits von ihrer Borse geöffnete Thüre und war froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

**Ein Massenheirath auf Staatsbefehl.** Im Jahre 1793 hatte der französische Nationalkonvent den Jakobiner Fouché nach Nevers geschickt, mit der Aufgabe, hier das Feuer der Revolution zu schüren. Fouché, der spätere Polizeiminister unter Napoleon I., hatte eine, wie er meinte, geniale Idee. Eines Abends lud er im Jakobiner-Klub zu Nevers also zu reden an: „Die Kriegsgeschichte entdickert unsere Gefühle, aber die vorsetzende Natur wird sich beugen, die Opfer an Menschenleben zu erziehen, die der Freiheit und Gleichheit gebracht werden. Laßt uns die Ausführung der süßen Gebote der Natur beschleunigen; in unseren Tagen, wo der junge Mann schon ein Greis an Ruhm ist, ist der Jüngling mit männlicher Reife beglückt.“ Und sich feierlich ausdrückend, gebot Fouché, sofort in der Stadt und auf dem Lande umher alle jungen Leute beiderlei Geschlechts, die den Kinderjahren entwachsen seien, zusammenzulassen und nach der Stadt zu beordern — ein Aufgebot in Masse, ein Seitenstück zu dem andern, das alle wehrfähigen Franzosen an die Grenze trieb, dort unter den Fahnen des Kriegsgottes, hier unter Hymens Banner. Diese hochzeitliche Treibjagd hatte ungefähr 300 Paare ergeben, die sich am festgesetzten Tage in die Stadt versügten. Unter dessen wurde auf einer Ebene am linken Loire-Ufer angeichts der Stadt Nevers der Traualtar errichtet; er bestand aus grünem Laubwerk, das mit Blumen geschmückt war, Stufen von frischen Rosen führten zu ihm hinauf. Auf dieselben trat jetzt Fouché als „Hochpriester der Natur“, wie er sich selbst betitelte, den Schilppfädel an der Seite, auf dem Kopfe den Hut mit dem dreifarbenen Federbusche und den Leib mit einer gewaltigen Schärpe umgürtet. Der Hochpriester der Natur gebot nach einer feierlichen Rede jedem der Heirathskandidaten, aus den Reihen der jungen Mädchen sich eine Braut zu holen, und wenn sich nun ein Paar ihm vorstellte, entfaltete er über den glücklichen Häuptern die goldenen Franzen vom Saume seiner Schärpe und erklärte sie vermählt „im Namen des Vaterlandes“. Ein gewaltiges Festmahl verjammelte nun Hochzeiter und Hochzeitsgäste „unter dem Dome der Natur“, es wurde viel gegessen, noch mehr getrunken; die obligaten patriotischen Gesänge klangen lustig zum Himmel auf, und lustig schieden die Gäste und die 600 Neuvermählten von einander.

### Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vorkorrekturen nach Auswahl vorbehalten.

— Das März-Fest von **Belhagen u. Klafings Monatsheften** bringt einen überaus interessanten Aufsatz von Edmund Schüler: „Auf den Spuren Alphonse Daudets“, der nach dem Grundlag: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehn“ den engen Zusammenhang nachweist, in dem der liebenswürdigste der modernen französischen Erzähler mit seiner sonnigen Heimath, der Provence, steht. Herr Schüler, der die Provence mit tiefem Hinblick auf Daudets Dichtungen bereist hat, war dieser Aufgabe ganz gewachsen. Das Fest bringt auch sonst noch Artikel, die dem Tagesinteresse gerecht werden. In dem Aufsatz „1848“ bespricht Professor Erich Marks-Berzig von der unparteiischen Höhe des Geschichtsforschers aus die Vorgänge in jenem für Deutschland so bedeutungsvollen Jahr; ein illustrirter Artikel von Dr. Franz Kroneder: „Chinesische Reisestützen“ führt uns an den oberen Lauf Jantsekiang, jenes Riesensystems, dessen Bedeutung für den europäischen Handel nach Erschließung Ostas wohl kaum zu hoch veranschlagt werden kann. Ein prächtig illustrirter Essay von Adolf Rosenberg über den großen österreichischen Bildhauer Victor Tilgner und ein Artikel von Marie Becker: „Renaissance-Spigen“ mit farbigen Proben nach alten Mustern erzählen uns von moderner und alter Kunst. Das Fest bringt ferner die Anfänge eines Romans von Clara Wiebig: „Dilettanten des Lebens“ und eine Novelle von Georg von Dumpteda: „Die Princesse.“ Während Georg von Dumpteda bereits seit lange als ein Erzähler ersten Ranges bekannt ist, ist Clara Wiebig noch eine Anfängerin, es scheint aber zweifellos, daß auch sie sich bald einen Platz unter den ersten Namen der deutschen erzählenden Kunst erringen wird.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.